

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dann auch seinerseits den Anspruch, in Ruhe gelassen zu werden. Es war ein vorzüglicher Gedanke einer Zeitschrift, ihn jüngst als „Praeceptor Helvetiae“ zu feiern. Denn was dieser Kenner Europas in seiner Schweizergeschichte sagt, ist vom besten und weitsichtigsten Schweizergeist befeelt, und seine Kritik ist treffend. Es war übrigens ein Lieblingsgedanke Gagliardi und eine kleine Genugtuung für die übermäßige Arbeitslast, die seine Gesundheit schädigte, über das rein Wissenschaftliche hinaus volkerzieherisch zu wirken. Denn Gagliardi hat, wie wenige Gelehrte, das Bedürfnis der Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben empfunden.

Georg Hoffmann.

Pestalozzianum.

Das Pestalozzianum an der Beckenhofstraße zeigt eine schöne Ausstellung unter dem Titel: „Mein Heimatdorf — Mein Heimattal“. Sie lebt dem Gedanken Pestalozzis nach: „Genaue Kenntnis der engern Heimat soll den Grundstock zu aller staatsbürgerlichen Weiterbildung legen“. — In guter und sorgfältiger Anordnung zeigt die Ausstellung Beispiele der steten Entwicklung von Industrie, Viehzucht, Obstbau, Verkehr und Schule in verschiedenen Landgemeinden des Kantons Zürich und im Rheintal. Was hier Lehrer in privater oder gemeinsamer Arbeit mit den Schülern geschaffen haben, verdient Anerkennung. Aus Chroniken, alten Stichen, Neujahrsblättern, Photos und mit Zeichnungen illustrierten Schüleraufsätzen können wir uns ein eingehendes Bild von Leben und Kultur eines Dorfes machen und lange dabei verweilen, um immer wieder Neues und Interessantes zu entdecken. Auch der Werdegang eines Kurvenreliefs und die Bedeutung des Getreidebaues „Vom Korn zum Brot“ in Pastilinfiguren sind anschaulich und humorvoll dargestellt. Sekundarlehrer Brunner hat diese schöne Schau zusammengestellt; sie ist nicht nur aufschlußreich für Lehrer, sondern auch für Nicht-Pädagogen und Schüler; sie dauert bis März 1941.

Otto F. Meyer.

Bücher Rundschau

Eine neutrale Darstellung des Kriegsausbruches.

Eine erste deutschgeschriebene Schilderung des Kriegsausbruches aus neutraler Feder liegt bereits vor. Wir betonen: aus neutraler Feder. Die Frage, ob dem neutralen Beobachter die objektive Darstellung und Beurteilung gelungen ist, bleibt der Untersuchung teils für jetzt, teils für später vorbehalten. Vergessen wir nicht, daß Neutralität eine politische Einstellung und Haltung bedeutet, Objektivität eine wissenschaftliche, in unserem Falle geschichtswissenschaftliche.

Herbert von Moos hat das Wagnis unternommen, „Das große Weltgeschehen“ zu schildern und zu erklären*). Er will „all das zur Sprache bringen, was unsere mittelbare und unmittelbare Welt bewegt, bestehen läßt oder verändert“, und sich dabei bemühen, „die Geschehnisse nicht von einem einzigen Standpunkte aus zu prüfen, sondern sie im Gegenspiel der Parteien in allen ihren Aspekten darzustellen“. Der großen Lückenhaftigkeit seiner quellenmäßigen Grundlagen ist er sich durchaus bewußt.

*) Das große Weltgeschehen. Herausgegeben von Herbert von Moos. Militärischer Mitarbeiter Franz Carl Endres. Verlag Hallwag, Bern. Seit Frühjahr 1940 bis jetzt sind 9 Lieferungen erschienen. Es sind 10 Lieferungen im Jahr geplant.

Die politische Vorgeschichte des Europäischen Krieges findet sich in den ersten drei Lieferungen; sie allein sollen hier zur Erörterung gelangen.

Der Verfasser unterscheidet in seinem Stoffaufbau das Verhandlungsjahr 1938 mit dem Anschluß Österreichs und der Sudetenländer, das Krisenjahr 1939 mit der Rückkehr des Memellandes in den deutschen Reichsverband, dem Ende der Tschechoslowakei, dem „Untergang“ Albaniens und dem deutsch-italienischen Bündnis vom 22. Mai 1939, den europäischen Konflikt um Danzig und Polen als direkte Veranlassung des Krieges. Charakter und Zweckbestimmung des Werkes setzen, wie das Vorwort selbst sagt, „das wöchentliche, ja das tägliche und stündliche Verfolgen der internationalen Ereignisse“ voraus. Davon hängt nun auch die Struktur des Werkes ab, die sich im Weiteren aus den Ereignissen ergeben wird. Für die Vorgeschichte stand der Verfasser angesichts eines fertigen Ablaufes, sofern der Krieg ein europäischer bleiben wird. Entwickelt er sich jedoch zum Weltkrieg, so nimmt die Vorgeschichte einen viel weiteren Umfang an; diesem Umstand wird dann der Verfasser nur durch jeweiliges Hineinverflechten anderer Vorentwicklungen in die Darstellung der Kriegsausweitung Rücksicht tragen können.

Hier erhebt sich unser Hauptbedenken gegen die Anlage des Werkes. Es setzt mit einem offensichtlichen Fehlstart ein. Seine Schilderung der unmittelbaren Vorgeschichte seit dem Anschluß Österreichs gibt dem zeitgenössischen Leser nicht diejenige Begründung des Krieges, welche er sucht, nämlich die aus den tieferen Ursachen heraus. Eine solche müßte, natürlich in knapper Skizze, zeitlich bis auf die Entstehungsprobleme des Weltkrieges von 1914—1918 zurückgreifen und prüfen, wie weit sie durch die Pariser Friedensverträge von 1919/20 gelöst, verändert oder verschoben wurden. Sie müßte räumlich weit über Europa hinaus auf die Kontinente und Ozeane des Erdballs sich erstrecken, d. h. dem Charakter einer universellen Auseinandersetzung gerecht werden, die doch der Titel des Werkes packend charakterisiert. Dann nur läge der rote Faden bereit, der sich durch die Darstellung eines Themas „Das große Weltgeschehen“ hindurchziehen müßte, gleichgültig, ob dann der Krieg oder nur die von ihm ausgehende politische Umwälzung das ganze Erdenrund erfaßt. Einem solchen Bild gegenüber, das höchstens zwei weitere Lieferungen beansprucht hätte, nimmt sich die von Moos gebotene Schilderung dürftig aus. Sie bietet dem weiten Leserkreis, an den sie gelangen will, nicht die Erklärung, welche just im Interesse des möglichst objektiven Begreifens durch ein größeres neutrales Publikum von absoluter Notwendigkeit wäre. Kurz gesagt: Sie bleibt an der Oberfläche haften.

Ihr Wert ist wo anders zu suchen. Dort liegt denn auch die Hauptbedeutung des Unternehmens von Verfasser und Verlag. Herbert von Moos und sein militärischer Mitarbeiter wollen als Geschichtsschreiber auftreten, „nicht als voreingenommene und parteiische Beurteiler“. Seine Darstellung beschränkt sich daher weitgehend auf das reine Geschehen, soweit es in Form von Tatsachen sich deutlich erkennen läßt. Es breitet vor dem Leser ein reiches Dokumentenmaterial aus, jedoch weit überwiegend in Gestalt von Vertragstexten, d. h. des für den Zeitgenossen allein wirklich zuverlässigen Quellenstoffes. Vorsichtig bleibt Moos im Aufspüren von Zusammenhängen speziell da, wo Klarheit über die faktischen Beweggründe der handelnden Personen und Kriegsparteien die Voraussetzung bildet. Er sucht immerhin ihren Motiven nachzugehen und den jeweiligen Standpunkt der beiden Gegner zu erfassen; daß ihm hier zur Erreichung der Lückenlosigkeit vieles fehlt, weiß er gut genug. Das scheint er uns besonders in seiner Charakterisierung von Persönlichkeiten zu beweisen; in solcher Beziehung verhält er sich sparsam und sucht sich innerhalb der einzelnen Skizze auf das für den Zusammenhang Wesentliche zu beschränken. Er riskiert absichtlich das Wagnis, Personen nicht zu porträtieren, sondern beim geschichtlichen Vorbeischießen in momentaner Haltung aufs Skizzenbuch zu fesseln (vgl. die Gegenüberstellung Hitlers und Chamberlains S. 19). So erfüllt er zweifellos die eine Aufgabe, seinem Leserkreis das beidseitige Begreifenwollen und das umsichtige Urteilenwollen vorzuleben.

Angesichts des zur Zeit noch sehr unvollständigen Aktenmaterials darf der Rezensent es sich nicht gestatten, das Werk von Moos auf seine wissenschaftliche Stichhaltigkeit zu untersuchen. Wohl aber läßt sich sagen, daß Unvollständigkeit

der aufgeführten Tatsachen, selbst im Rahmen dieser nur unmittelbaren Vorgeschichte, da und dort die Möglichkeit des beidseitigen Begreifens durch den Leser beeinträchtigt. So ist die bis Juli 1936 zurückgreifende Vorgeschichte des österreichischen Anschlusses geradezu lapidar, die Darstellung des judendeutschen Problems läßt die starke Benachteiligung der deutschen Minderheit seitens der Tschechen und die historischen Ursachen der tschechisch-deutschen Gegenjählichkeit unerwähnt, die Charakteristik der Tendenzen Hitlers und Chamberlains entbehrt des Reliefs, weil sie nicht aus Erleben und Milieu heraus erklärt, und die Vorgeschichte der Festsetzung Italiens in Albanien wird fast rein anhand weniger Vertragsabschlüsse dargelegt. An solchen Stellen erhält man den Eindruck, als seien die quellenmäßigen Grundlagen des Verfassers, auf die er übrigens nicht verweist, zu sehr auf Tagesjournalistik und Zeitschriftendiskussion begrenzt.

Indem wir diese Bedenken auseinanderlegten und gleich den ersten drei Lieferungen dieses bemerkenswerten Unternehmens eine eingehende Besprechung widmeten, wollten wir nicht nur der hohen Bedeutung und beispiellosen Aktualität des Gegenstandes gerecht werden, sondern Wagnis und Wert von Verfasser und Verlag unsere Hochachtung bezeugen. Der Verfasser gab sich davon Rechenschaft, wie sehr er sich durch sein Unterfangen exponierte und hat sich trotzdem an die Arbeit gesetzt, weil er an dessen Unerläßlichkeit glaubt. Diese Meinung teilen wir vollauf mit ihm. Sein Werk ist ein sehr verdienstvoller Beitrag zum Streben der zeitgenössischen Generationen, das ungeheure Geschehen der dynamischen Epoche zu erkennen, in welches hinein das Schicksal sie gestellt hat.

Den Leserkreis wird die reiche Illustration des Werkes freuen, die vieles Wesentliche, vornehmlich aus Wochenzeitschriften der vergangenen Jahre, in systematischer Sammlung festhält. Angesichts der Schwierigkeiten im Beschaffen, die sich dabei eingestellt haben mögen, darf über sachliche Ausdehnung und Vielseitigkeit des Bildermaterials nicht gerechnet werden. O t t o W e i ß.

Neutralität, Blockade und U-Bootkrieg.

Neutralität, Blockade und U-Bootkrieg in der Entwicklung des modernen Völkerrechts, von Dr. Ottmar Bühler. Verlag Junker & Dünhaupt, Berlin 1940.

Die vorliegende Studie ist als Heft Nr. 55 der Schriften des Deutschen Instituts für außenpolitische Forschung erschienen. Sie enthält zum Teil streng sachliche, wissenschaftliche Ausführungen über die Entwicklung des Völkerrechts, zum Teil Darstellungen von Vorgängen und Rechtfertigungen, die in das Gebiet der Kriegsliteratur zu verweisen sind.

In der Einleitung wird über das Wesen des Völkerrechts folgendes gesagt: „Das Völkerrecht ist als Kriegszrecht geboren und darum so alt wie der Krieg als Kampf zwischen irgendwie staatlich organisierten Völkern überhaupt. Auf die Kriegszeit sind seine Hauptlehren gemünzt, vom Krieg her hat es immer die Hauptanstöße für seine weitere Entwicklung erfahren.“ Der Verfasser greift bei diesen Darlegungen auf das Werk „De iure belli ac pacis“ (1625) von Hugo Grotius zurück. Die Hauptidee dieses Werkes wie auch der heutigen Auffassung ist, das Völkerrecht sei berufen, ein Minimum von Menschlichkeit, von Ritterlichkeit, von Treu und Glauben auch zwischen Kriegführenden zu wahren. Den Ausspruch von Cicero „Inter Arma silent leges“ will der Verfasser auf das innere staatliche Recht bezogen haben. Er schließt daraus, daß überall und zu allen Zeiten in Kriegen die konstitutionellen, staatsrechtlichen Gesetze, zugunsten strafloser Zusammenfassung der Staatsgewalt zu irgendwelchen Arten von Diktatur, außer Kraft gesetzt worden seien.

Die Kritiken und Klagen über das Völkerrecht werden in drei Haupteinwände zusammengefaßt: 1. Das Völkerrecht als wirkliche Ordnung des Zusammenlebens der Völker, als materielle Friedensordnung, namentlich als Weltgüter-Verteilungsrecht hat offenbar versagt. 2. Auch als mehr formelles Recht, und zwar gerade als Kriegszrecht weist das Völkerrecht Lücken auf; sein Ergebnis ist oft schneidende Ungerechtigkeit. 3. Der weitestgehende Einwand gegen das Völkerrecht besteht darin, daß ein bewußt nationaler Staat im Grunde doch überhaupt kein Recht anerkennen könne, das nicht von ihm selbst stammt. Der Verfasser läßt die ersten beiden Einwände gelten, nicht aber den dritten.

Im Hauptteil wird die Entwicklung des Seekriegsrechtes anhand der verschiedenen Deklarationen und Abkommen sowie von kriegerischen Ereignissen dargestellt. Es wird gezeigt, wie durch den Einbezug der neutralen Schiffe und Küsten sowie durch die Ausdehnung des Begriffes Banngut auch auf die Ausfuhrwaren die Fernblockade im Sinne des totalen Krieges entstanden ist.

Die Abhandlung ist aufschlußreich, besonders wegen der wiedergegebenen Texte von Deklarationen, Abkommen und Gesetzen. Die Beurteilung der Schilderungen von geschichtlichen Ereignissen wie des Eintrittes der Vereinigten Staaten von Amerika in den Weltkrieg, des „Altmar“-Falles vom 15. Februar 1940 und der Kriegshandlungen in und um Norwegen muß dem kritischen Blick des Lesers überlassen werden.

S a m S t r e i f f.

Europäische Diplomatie.

G. P. Gooch: *Recent Revelations of European Diplomacy.* Longmans, London, 1940.

Wenn auch die Welt dem letzten Weltkrieg und seiner Vorgeschichte weniger Interesse entgegenbringt als früher, so bleiben jene dreißig Jahre europäischer Diplomatie vom Regierungsantritt Wilhelms II. bis zu seinem Sturz doch Jahre größter Bedeutung für uns alle. Zugleich sind es Jahre, für die eine solche Fülle von Urkunden zur Verfügung steht, wie dies nie vorher — und vielleicht nie wieder — der Fall sein wird. Die riesigen Urkundensammlungen aller Kriegsführenden des letzten Weltkrieges (mit Ausnahme Italiens) stehen einzig in der Geschichte da, und sie sind für den Historiker ergänzt durch unzählige Erinnerungswerke, die es ihm erlauben, jenen Zeitabschnitt in ungeahnter Genauigkeit darzustellen. Gerade diese scheinbare Vollständigkeit der Unterlagen für eine klare Urteilsbildung stellt jedoch eine Gefahr dar: wie, so wird sich mancher gefragt haben, ist es möglich, die Gesamtheit des Stoffes zu übersehen? Wie kann jemand, der nicht berufsmäßig seine ganze Arbeitskraft auf das Studium jener Akten wendet, einen Überblick erhalten?

Die Antwort darauf gibt das vorliegende Buch, das einen vollständigen Führer durch das Gesamtschrifttum über die Diplomatie von 1888 bis 1919 darstellt. Es ist „vollständig“ nicht in dem Sinn, daß es eine lückenlose Liste aller Werke gibt, sondern in dem höheren Sinn, daß es alles zur Urteilsbildung Wichtige nennt und kurz kennzeichnet. Dr. G. P. Gooch, der mit dem mittlerweile verstorbenen Professor Temperley die „Britischen amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914“ herausgab, veröffentlichte im Jahre 1923 eine knappe Übersicht über die Gesamtliteratur der Diplomatie jener Jahre. Das dünne Bändchen von damals ist nun erweitert in vierter Ausgabe erschienen und stellt einen starken Band von 475 Seiten dar, in dem alle bis zum Dezember 1939 erschienenen Bücher über den behandelten Zeitabschnitt berücksichtigt sind. Dr. Gooch faßt jeweils den Inhalt der Urkundensammlungen und der Quellenwerke zusammen und weist den Leser auf das eigentlich Neue hin, das uns in jenen Bänden geboten wird und unsere Aufmerksamkeit verdient. Statt einer trockenen Buchliste bietet er einen Wegweiser durch das Dickicht aller Weltkriegsbüchereien. Aus der Kenntnis der Gesamtliteratur heraus vermag er, jeweils in wenigen Worten und knappen Strichen, die Ereignisse und Männer darzustellen und uns zu den wirklich wesentlichen Werken hinzuführen, die uns die Formung eines festen Urteils ermöglichen.

Dr. Gooch beginnt mit Deutschland, kennzeichnet nacheinander die Archive, den Kaiser, die Kanzler, Minister und Beamten, die Diplomaten, die Soldaten, die Politiker und die Unabhängigen. Eine ähnliche Einteilung ist in allen acht Kapiteln beibehalten: auf Deutschland folgt Österreich und Rußland, dann der Nahe Osten (Serbien, Bulgarien, Griechenland, Rumänien, die Türkei und Albanien). Auf Italien und Spanien folgen Frankreich, Belgien, Holland, Großbritannien und schließlich die Vereinigten Staaten von Amerika. Jedes Land ist mit allem Wesentlichen vertreten, und der Maßstab des „Wesentlichen“ ist mit einer solchen Strenge eingehalten, daß der Leser nicht etwa mehr über englische als über deutsche oder amerikanische Quellen erfährt — ja gelegentlich, in dem amerikanischen Abschnitt, sind noch Werke mit berücksichtigt, die im englischen Kapitel unter den Tisch fielen. Der Verfasser macht, wo immer nötig, Platz für Zeitschriften und

Zeitungsaufsätze, wenn sie wirklich neue Quellen darstellen. So werden wir wiederholt auf die „Berliner Monatshefte“, die „Revue des deux Mondes“ 2c. hingewiesen. Bei solch schwerer zugänglichen Quellen führt Dr. Gooch wesentliche Stellen im Wortlaut an und faßt den Gesamttext derart zusammen, daß der Leser genau weiß, was er in der betreffenden Quelle finden wird. Sein Buch ist auf diese Weise ein unerschöpfliches Hilfsmittel für jeden, der jene dreißig Jahre europäischer Diplomatie in ihrem Gang in den Abgrund verfolgen will.

Das Buch ist so unpersönlich, wie es ein Werk echter Wissenschaft sein soll: obwohl es mitten in einem neuen Krieg fertig gestellt wurde, findet sich darin keine Spur von Zugeständnissen an politische Tagesgedanken. Der Verfasser weiß, daß der letzte Weltkrieg nicht die Ausgeburt der schwarzen Seele einiger Minister oder eines bestimmten Volkes war. Er steht über dem Streit; in seiner Welt gibt es keine nationale Rechthaberei oder Anklage, weder Anschwärzung noch Weißwäscherei — er überschaut jene dreißig Jahre Europa mit dem kühlen Blick abwägender Wissenschaftlichkeit, für die nur die Wahrheit und nie die politische Zweckmäßigkeit gilt. Seine Kenntnis der Diplomatie von 1888 bis 1919 wird vielleicht von keinem seiner Landsleute und kaum einem andern Forscher erreicht. Sein Wegweiser durch die Quellenwerke ist deshalb ein einzigartig zuverlässiges Buch. Es ermöglicht eine freie Urteilsbildung — und wann wäre dies mehr von Nöten gewesen als heute?
F. W. P.

Der große Kurfürst.

Hermann v. Petersdorff: Der Große Kurfürst. Neuauflage mit einem Nachwort von Paul Kretschmann. Verlag Köhler & Amelang, Leipzig 1939.

[Das Buch, mit sechzehn Bildbeigaben, war 1926 im Flamberg-Verlag in Gotha erschienen. Die vorliegende Neuauflage des Jahres 1939 enthält acht Bildtafeln.]

Petersdorff ist ein Geschichtsschreiber der alten Schule, ein Mann der Archivistudien und der gewissenhaften Wiedergabe. Vertrauen zu dem als Forscher bewährten Verfasser weckt vornehmlich die in ihrer Nüchternheit und Klarheit überzeugende Kennzeichnung aller wichtigen Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kurfürsten.

Wir Überlebende einer liberalen, human denkenden und — trotz allem — weitgehend noch christlich bestimmten Zeit, in der die politische Moral sich, man darf wohl sagen: zusehend geklärt und die Hoffnung auf einen verheißungsvollen allmählichen Ausbau des Völkerrechtes genährt hatte, werden heute durch die Zeitereignisse in erschütternder Weise zum Nachdenken über das Wesen des Staates und über die an seine Lenker zu stellenden sittlichen Anforderungen gezwungen. Da wird die Vertiefung in die Vergangenheit unumgänglich sein. Denn es gilt vor allem, die Vorstellung los zu werden, als ob die Politiker unsrer Zeit ruchloser wären als die der Vergangenheit, nachdem der entgegengesetzte Irrtum, die Meinung von der unaufhaltsam vordringenden Veredlung der Völkervelt, nun wohl auch bei ihren gläubigsten Anhängern überwunden ist. Petersdorffs Werk über einen der hervorragendsten Fürsten aus dem Haus Hohenzollern kann uns da Dienste leisten. Der Große Kurfürst ist zu einer der großen Gestalten der deutschen vaterländischen Geschichte geworden, weil das Heraufsteigen des brandenburgischen Kurfürstentums aus der Kleinheit eines deutschen Teilstaates zur Großmacht und zum Führer der deutschen Einigung von ihm den Ausgang genommen hat. Solch ein Fall erhält durch den Schulunterricht immer patriotische Größe und damit leicht auch einen Heiligenschein der Tugendhaftigkeit, der jedoch dem hellen Licht gewissenhafter Geschichtsschreibung selten Stand hält. Die Leichtigkeit, mit der Kurfürst Friedrich Wilhelm — ganz wie seine Kollegen vor, neben und nach ihm — Bündnisse schließt, oft gleichzeitig mit unter sich unheilbar verfeindeten Staaten, dabei stets bereit ist, die Bundesgenossen gegen einander auszuspielen, Freunde zu verraten — und wie oft hat er es wirklich getan! —, die Wendigkeit, mit der er lang verfolgte politische Ziele aufgibt, während er freilich andre mit Zähigkeit festhält, zeigen, daß die Staatskunst auch hochgeschätzter Männer der Vergangenheit sich im Ganzen nicht anderer Mittel bedient hat als die oft so streng verurteilten, die heute gebraucht werden.

Beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm drängt sich eine Frage besonders auf: in welchem Maß darf seine Staatskunst als national bestimmt, als deutsch, gelten? Hier leitet uns der gewissenhafte Verfasser zu einem durchaus nüchternen Urteil an, obgleich ihm das, wie seiner Darstellung wohl anzumerken ist, nicht leicht fällt. „In der populären Auffassung“, sagt er, „die ihre Nahrung aus Handbüchern und der Schulliteratur bezieht, die wieder auf einem Forscher wie Drohsen fußen können, wird Friedrich Wilhelm gewöhnlich als ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens gefeiert. In dem Sinne, wie das meist geschieht, trifft es in keiner Weise zu. Seine Politik ist eine so robust egoistisch brandenburgische gewesen, daß allgemein reichspatriotische Rücksichten dabei nur zu häufig vollkommen schwiegen. Wer sich in die Geschichte seines Lebens versenkt, wie es die aktenmäßige Erforschung zeigt, ist öfter geradezu verblüfft, wie wenig seine Politik mit der landesüblichen Auffassung gemein hat.“ Einen berühmt gewordenen Ausspruch des Kurfürsten, er sei „weder kaiserlich, weder spanisch, weder französisch, weder schwedisch, sondern einzig und allein gut reichisch“ hält Petersdorff nicht für unaufrichtig, aber er bemerkt dazu: gehandelt habe Friedrich Wilhelm lediglich aus schroffem, egoistischem Beweggrunde, aus dynastischem Instincte. Ob bei diesem Sachverhalt nicht auch Petersdorff mehr einem innern Bedürfnis als ganz nur dem auf den Tatsachen fußenden Geschichtschreiberberuf folgt, wenn er trotzdem dem Urteil Breyhigs recht gibt: „Es gab keine deutschere Politik als die Friedrich Wilhelms, nichts konnte unserem Volke mehr frommen als dieser gesunde Egoismus“, das bleibt fraglich. Denn Friedrich Wilhelm hat sich doch dem damaligen wie jedem seither aufgeflammt deutschen Rechtsgefühl widersetzt, als er — nach einer ersten Aufwallung von eigenem Unmut — Ludwig den Bierzehnten im Festhalten an dem weggenommenen Straßburg unterstützte. Die Wahl des Franzosenkönigs zum deutschen Kaiser zu unterstützen haben außer ihm noch andere Kurfürsten fertig gebracht, z. B. der Bayer; es fällt aber niemandem ein, ihre Haltung als die von ganz besonders deutsch fühlenden Männern zu loben. Und wenn uns berichtet wird, daß Ludwig als Gegenleistung nicht allein zur Erlangung des heftig begehrten Jägerndorf behilflich zu sein versprach, sondern auch eine jährliche Geldsumme (100 000 Livres), wie denn überhaupt der Große Kurfürst an dem von Versailles nach den deutschen Höfen strömenden Geldregen seinen Anteil gehabt hat, so war er auch darin nicht schlechter als die übrigen Kostgänger des Sonnenkönigs auf deutschen Thronen, aber die heutige Anschauung erlaubt uns nicht, hier von einem deutschen Nationalhelden allzu laut zu reden. Dazu wiegt als Gegenwert seine weit verbreitete erfreulich deutsch anmutende Flugschrift mit dem seither berühmt gewordenen Worte an seinen Nachfolger: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist“, wohl auch nicht schwer genug. Meint doch auch Petersdorff zu dieser Geste des Kurfürsten, „das Bemerkenswerteste sei hier darin zu suchen, daß er mit außerordentlicher Geschicklichkeit die schlummernden nationalen Gefühle des deutschen Volkes zu wecken suchte, um sie für die Interessen seines Staates zu verwerten (von mir unterstrichen)“.

Einen Begriff von dem, was das Ehrgefühl der damaligen fürstlichen Häuser ertrug, geben uns auch die Verhandlungen, die gegen Ende des Lebens Friedrich Wilhelms zwischen Brandenburg und Osterreich gepflogen wurden. Der Unterhändler Wiens widersetzte sich zuerst hartnäckig dem Begehren des Kurfürsten, der den Kreis Schwiebus als Gebietsentschädigung für Brandenburg zu erwerben trachtete. Am Zustandekommen des geplanten gegen Frankreich gerichteten geheimen Schutzbündnisses war im übrigen beiden Teilen nicht wenig gelegen. Da gelang es dem Osterreich, einen Geheimvertrag mit dem Kurprinzen abzuschließen, der sich dabei verpflichtete, nach dem Tode des Vaters Schwiebus an Osterreich zurückzugeben, ein Betrug, der zunächst dem kaiserlichen Unterhändler zur Last zu legen ist, aber doch auch zeigt, was in der Familie eines Fürsten jener Zeit zwischen dem regierenden Vater und dem Thronfolger möglich war. Wenn man heute von uns verlangt, daß der Politik Eigengesetzlichkeit zugestanden und dabei auf die Forderungen der etwas abschäßig als bürgerlich bezeichneten Moral verzichtet werden solle, so kann darauf jedenfalls nur eingegangen werden, wenn umgekehrt auch von uns nicht verlangt wird, die politisch hervortretenden unter jenen Vorurteilslosen um ihrer Erfolge willen als besonders verehrungswürdig anzusehen und das an ihnen gut zu heißen, was uns unser Ehrgefühl nicht erlauben

würde. Im Fall Kurfürst Friedrich Wilhelm darf aber gesagt werden, daß es für ihn sittliche Werte gab, über die er sich nicht hinwegzusetzen vermochte. Nicht nur ist die Aufnahme der flüchtigen Hugenotten ein Ruhmesblatt in seiner Geschichte, das man nicht durch die falsche Behauptung besudeln darf, es habe sich da lediglich um die Bereicherung des aus der Zumwanderung Vorteil ziehenden brandenburgischen Landes gehandelt; die beharrliche Ablehnung der von Friedrich Wilhelm begehrten, aber nur um den Preis des Übertrittes zur römischen Kirche zu erlangenden polnischen Königskrone, wie auch wieder sein kraftvolles Eintreten für die Calvinisten gegen die Unduldsamkeit der lutherischen Orthodorie, ist ihm als ebenso tapferes wie ehrenhaftes Verhalten gutzuschreiben. In knappen, aber klaren Darlegungen gibt uns das Werk Petersdorffs auch über diese Angelegenheiten willkommene Aufschlüsse.

Edward Blocher.

Sparta.

Hans Lüdemann: Sparta. Lebensordnung und Schicksal. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1939.

Der Humanismus aller Zeiten ist immer wieder vom Athen des fünften Jahrhunderts gespeist worden. Die Herrlichkeit des attischen Reiches und die Tiefe des attischen Geistes wurde gleicherweise von den Römern, der Renaissance und der Goethezeit als verpflichtendes Vorbild empfunden. Wie man über die archaische und die hellenistische Zeit hinwegjah, abgesehen von dem einen Homer, so vernachlässigte man auch alles, was außerhalb der attischen Marken geschehen war. Der peloponnesische Krieg, der die Polis Athen in ihrem Wesenskern getroffen hat, wurde zumeist mit attischen Augen gesehen, und die spartanischen Gegner erschienen als Barbaren, die eine vollkommene Welt vernichtet hatten, deren Wert sie nicht zu schätzen wußten.

Nur ganz gelegentlich kam es vor, daß Sparta gegen Athen ausgespielt wurde, und zwar wurde dann meistens gänzlich unhistorisch das Sparta des 7. und 6. Jahrhunderts dem sinkenden Athen gegenübergestellt. Der Gesetzgebung des Lykurgos wurde die Schöpfung des spartanischen Staates zugeschrieben, dessen wesentlichstes Merkmal die Ausrichtung des ganzen Lebens auf den Krieg war. Dieser dauernden Kriegsbereitschaft war der enge Kreis der Spartiaten unterworfen, während die Periöken (die „Umwohnenden“) nur im Ernstfalle zum Waffendienst herangezogen wurden. Die große Masse jedoch, die Heloten, das sind Geknechtete, fristete ein kärgliches Dasein im Frondienste ihrer Herren. Die Beherrschung sovieler Untertanen forderte von dem kleinen Kreis ein äußerstes Maß von Bereitschaft, Zucht und Kriegszüchtung. Erreicht wurde dieses Ziel durch Auslese der körperlich Widerstandsfähigen, durch Gemeinschaftserziehung und rücksichtslose Härte.

Die Kenntnis dieses spartanischen „Noëmos“, wie ihn die Alten nannten, verdanken wir vor allem der idealisierenden Schilderung Plutarchs, der dieses starke und selbstsichere Sparta in romantischer Rückschau nach mehr als einem halben Jahrtausend nachgezeichnet hat. Außerdem besitzen wir eine Anzahl Anekdoten über Spartaner und Spartanerinnen, die immer wieder die Tapferkeit bis in den Tod, die Hingabe an das Vaterland bis zur Unterdrückung aller menschlicher Regungen und den Stolz auf das Fehlen jeglicher verweichlichender Kultur preisen.

Bei dieser innern und äußern Haltung der Spartiaten wundert man sich nicht, wenn in den letzten Jahren im Deutschen Reich Sparta auf Kosten Athens gelobt wurde. Athen galt plötzlich als die Verkörperung von Humanitätsduselei, während das stahlharte Spartiatentum als Wegweiser eines eisernen Geschlechtes gerühmt wurde. Man frohlockte, als man die eigenen Ideale im alten Sparta verwirklicht sah: die Selektion bei der Geburt, die kollektive Erziehung und die daraus sich ergebende frühe Entfremdung der Kinder gegenüber den Eltern, die vielen Proben persönlicher Tapferkeit und Widerstandsfähigkeit gegenüber körperlichen Qualen, die Zusammenfassung der Spartiaten in Männerbünden, die Mißachtung alles Fremden. Einzig die zunehmende Geburtenbeschränkung wurde als aristokratische Exklusivität verurteilt.

Seit einiger Zeit ist auch in der Wissenschaft ein vermehrtes Interesse für diesen eigentümlichsten der griechischen Staaten festzustellen. Damit wird die Aufgabe,

die sich vor mehr als hundert Jahren Otfried Müller in seinen „Doriern“ gestellt hatte, wieder in Angriff genommen. Die Forschung zeitigte freilich eher negative Ergebnisse. Den spartanischen Kosmos nach dem starren Ideal Plutarchs hat es wohl nie gegeben; Lykurgs Person und Gesetzgebung verflüchtigte sich in mythisches Dunkel; die überlieferten Züge auf die verschiedenen Jahrhunderte zu verteilen, erschien als ein hoffnungsloses Unternehmen, da nicht einmal über das Skelett der älteren spartanischen Geschichte Einigkeit zu erzielen war. Es stellte sich schließlich heraus, daß wir über die Ereignisse und ebenso über den Geist Spartas nur gerade soviel wissen, wie wir aus den aufpeitschenden Gedichten des stürmischen Tyrtaios entnehmen können. Eine sorgfältige Interpretation dieser Verse verdanken wir Werner Jäger, eine vorsichtige Untersuchung über die Kriege gegen Messenien, das Hauptereignis dieser älteren Zeit, seinem Schüler Kronmann. Helmut Berve versuchte dann in seinem „Sparta“ betitelten Bändchen (Meyers kleine Handbücher 7, 1937) unser Wissen über diesen Staat zusammenzufassen; manchmal will er freilich etwas mehr wissen, als möglich ist, aber im großen Ganzen darf man der Darstellung dieses Kenners vertrauen.

Nun will neuerdings Hans Lüdemann Berves Ausführungen dahingegen ergänzen, daß er „Blut und Boden“ in die Betrachtung des spartanischen Kosmos einbezieht, oder, wie er es nennt: „Spartas Ursprung, Leben und Sterben . . . liegen im erbgebundenen Landlos, im Klaros, beschlossen“ Das hat erst der Bauernführer Darré, dem das Buch gewidmet ist, „in seinem vollen biologischen Schwergewicht erkannt.“ Berves Auffassung, der spartanische Kosmos sei der erstarrte homerische Adelsstaat, wird abgelehnt, ohne daß dies in dem Buche genügend begründet würde. Lüdemanns Werk hat ein doppeltes Gesicht. Es enthält auf der einen Seite viele nüchterne Tatsachen, die dem Gelehrten alle Ehre machen. (Schwierige Einzelfragen wie die oben erwähnte Datierung der messenischen Kriege werden freilich nicht angepaßt.) Auf der andern Seite bricht immer wieder die Absicht durch, den dorischen „Adel-Bauern“ und „Bauern-Krieger“ als Verpflichtung für den neugermanischen Darré-Bauern hinzustellen. Dieser Zwiespalt erscheint auch in Lüdemanns Stil. Die trockene Polemik und dürre Statistik geht plötzlich in dithyrambischen Schwung über. (Schade ist allerdings, daß gerade die Übertragungen der poetischen Stücke mißraten sind.) An sich scheint Lüdemann eine gelehrte Untersuchung geben zu wollen. Weite Teile des Wertes sind jedoch romanhaft. Und darum mag die Lektüre des Buches Leuten empfohlen werden, die Sätze von folgendem Tonfall ertragen: „Diesen (den Nachwuchs) kräftig und tüchtig an Leib und Seele — aber auch, solange altbäuerliches Lebensgefühl mitwirkt, zahlreich zu erzielen, dienen die rassezüchterischen Weistümer der Vorzeit jetzt in bewußten Formen der Lebensführung. Daß bei den Doriern insgesamt das nordische Inbild vom Menschen der vorherrschende Typus für die Gattenwahl ist . . .“ usw.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Geistige Wandlung.

Überall ist heute von geistiger Wandlung, von Umlernen und von Erneuerung die Rede. Meistens wird darunter die Notwendigkeit einer erst noch zu vollziehenden Wandlung in geistiger, politischer oder wirtschaftlicher Beziehung verstanden. Umso wichtiger und aktueller mag daher der Hinweis von kompetenter Seite erscheinen, daß wichtige Lebens- und Kulturgebiete seit Jahrzehnten einen tiefgreifenden Strukturwandel erfahren haben, einen Wandel allerdings, der infolge seines allmählichen Fortschreitens und fast selbstverständlichen Vorrückens von den wenigsten Zeitgenossen in seiner grundsätzlichen Bedeutung erkannt worden ist.

Auf knapp neunzig Seiten entwirft der Rigaer Kulturphilosoph **Walter Schubart** in seiner Schrift „**Geistige Wandlung. Von der Mechanik zur Metaphysik**“, die im Vita Nova Verlag, Luzern, 1940, erschienen ist, ein Bild der geistigen Strukturwandlung unserer Epoche. Als Leitthema legt er die grundlegende Wandlung in den modernen Naturwissenschaften und in der Psychologie zugrunde. Seine fesselnden Betrachtungen läßt er in einer eindrucksvollen theologisch-philosophischen Zusammenschau ausklingen. Die „Geistige Wandlung“ reiht sich würdig an die 1938 erschienene Schrift des Verfassers „Europa und die Seele des Ostens“ und die

Studie „Dostojewski und Nietzsche“ aus dem Jahre 1939, beide ebenfalls im Vita Nova Verlag erschienen *).

Die Wandlungen in der modernen Biologie, Psychologie, Medizin und Physik, die sich seit der Jahrhundertwende immer deutlicher abzeichnen, haben sich zu einer eigentlichen Wissenschaftskrise gesteigert. Diese revolutionären Umgestaltungen der Wissenschaft dürfen daher weder als zusammenhanglose Einzelercheinungen, noch als zwangsläufige Folgen von bestimmten, neuentdeckten Einzeltatsachen aufgefaßt werden. Die auffallende Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der Wandlung in den einzelnen Wissenschaften legt vielmehr die Auffassung nahe, daß sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein tiefgreifender Strukturwandel in allen Wissenschaften vollzogen hat, der nicht nur einzelne wissenschaftliche Tatsachen, sondern das Wesen der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt berührt. An Stelle eines die Welt umgestaltenden, konstruktiven, tathaften Erkennens, wie es von der Renaissance an bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für die europäische Menschheit schicksalgestaltend geworden ist, macht sich seit der Jahrhundertwende mehr und mehr ein wesensmäßig anderes Erkennen in den Wissenschaften bemerkbar. Suchte sich das traditionelle wissenschaftliche Erkennen seinen Gegenstand gewaltsam aus einer chaotischen Welt der Erfahrung werktätig zu gestalten, so will das moderne Erkennen im Gegensatz dazu seinen in der Welt vorgefundenen Gegenstand ehrfürchtig kontemplativ in seiner ganzen Seinsfülle, ohne Verstümmelung, erschauen. In der Diskussion der philosophischen Schulmeinungen hat diese neue Art des Erkennens den Namen „Phänomenologie“ erhalten. Der Name will besagen, daß das menschliche Erkennen in der vorgefundenen Erfahrungswelt nicht mehr einen chaotischen, trügerischen Erkenntnisstoff sieht, den es begrifflich erst zu formen, zu Erkenntnisgegenständen zu bearbeiten gilt, sondern daß sich in den Erscheinungen der undvoreingenommenen Welterfahrung die Gegenstände schon als solche zeigen. Aufgabe der Erkenntnis ist es, das Wesen dieser Gegenstände zu erschauen und im wissenschaftlichen Zusammenhang darzustellen. Der neue Name „Phänomenologie“ bezeichnet übrigens eine schon lange bekannte, wenn auch im 19. Jahrhundert nicht ernstgenommene Erkenntnishaltung. Stellt doch Goethes Farbenlehre ein klassisches Beispiel dieser phänomenologischen Erkenntnisweise dar. Die oft mißverstandene, erbitterte Polemik Goethes gegen die mechanistisch-naturwissenschaftliche Farbenlehre Newtons läßt sich nur aus dieser Gegensatzlichkeit in der Auffassung vom Wesen der menschlichen Erkenntnis verstehen.

Schubarts Hauptverdienst besteht aber nicht darin, diese prinzipiellen Erkenntnishaltungen herausgearbeitet und mit treffenden Beispielen illustriert zu haben. Darin sind ihm vor Jahren schon Denker wie Leopold Ziegler vorgegangen. Schubart bleibt bei dieser „erkenntnistheoretischen“ Problemstellung nicht stehen, sondern gibt seinen Betrachtungen eine anthropologische Wendung, indem er die beiden Erkenntnishaltungen als Ausdruck zweier wesensverschiedener Weisen des Menschseins deutet: Hinter der werktätig-aktivistischen Erkenntnishaltung steht der prometheisch-titanische Mensch, wie er seit der Renaissance mehr und mehr die abendländische Kultur und Zivilisation bestimmt hat. Hinter der modernen kontemplativ-ehrfürchtigen Erkenntnishaltung wird ein neuer Menschentypus sichtbar; Schubart nannte ihn in „Europa und die Seele des Ostens“ den messianisch-johanneischen Menschen. Lag im prometheischen Zeitalter das abendländische Kulturzentrum in West- und Mitteleuropa, so verschiebt es sich im heraufkommenden Zeitalter des messianischen Menschen mehr und mehr nach Osten.

Mit dieser anthropologischen Deutung des geistigen Umbruchs seit 1900 macht Schubart entschieden Front gegen den landläufigen Glauben an einen geradlinigen Fortschritt der Menschheit, selbst auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnis, wo sich dieser Glaube am längsten behauptet hat. Damit vollendet er die schon im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor allem mit Nietzsche einsetzende Kritik am zentralen Dogma der prometheischen Epoche. Seine Kritik ist verwandt mit Oswald Spenglers These vom Untergang des Abendlandes. Sie unterscheidet sich aber darin grundsätzlich von Spenglers pessimistischer Ansicht, daß sie nicht in einem nihilistischen Relativismus stecken bleibt, sondern sich zu einem positiven

*) Siehe Besprechungen in den Schweizer Monatsheften Februarheft 1940, S. 679/682 und Juli/Augustheft 1939, S. 335/336.

metaphysischen Glauben in bezug auf das abendländische Schicksal erhebt, der in einer griechisch-katholischen Gläubigkeit wurzelt.

Am überzeugendsten illustriert Schubart die sich vollziehende geistige Wandlung durch eine glänzende Darstellung der Entstehung der modernen biologischen und medizinischen Theorien. Die Verhältnisse in der Psychologie werden demgegenüber vielleicht allzu schematisch behandelt, obwohl sich der geistige Strukturwandel, gerade auf dem Gebiete der Seelenkunde, mit aller Deutlichkeit in einer ganzen Anzahl von interessanten Zwischenstadien verfolgen läßt. So erkennt z. B. Schubart die überragende Bedeutung nicht, die in der Überwindung der kausal-mechanistischen Denkweise Franz Brentano und seiner Lehre von der Intentionalität des Seelenlebens zukommt. Brentano hat zum ersten Mal im 19. Jahrhundert den Blick wieder frei gemacht für die qualitative Eigenart der seelischen Phänomene und zugleich den Weg gewiesen, wie sich die Erscheinungen des Seelenlebens erkenntnistmäßig ohne Verstümmelung erfassen lassen. Diese bahnbrechende Leistung wird dadurch in keiner Weise in Frage gestellt, daß Brentano mit seiner Gleichsetzung von Seele und Bewußtsein ganz im traditionellen Denkschema des 19. Jahrhunderts stehen bleibt.

Ein grundsätzlicher Einwand gegen Schubarts Ausführungen soll zum Schluß nicht verschwiegen werden. Wenn der Verfasser die mechanistische Weltanschauung der vergangenen Epoche einzig und allein auf den Willen des prometheischen Menschen zur Weltbeherrschung zurückführen möchte, so folgt er den Spuren Nietzsche und Max Scheler's. Damit ist aber das innerste Wesen des mechanistischen Weltbildes, wie es sich in der Renaissance konstituierte und im 17. Jahrhundert durch Galilei, Descartes und Newton konsolidierte, nicht voll erfaßt. Geht doch dem Motiv, die Welt zu mechanisieren, um sie zu beherrschen, ein pantheistisches, metaphysisches Welterleben vorher, für das die bunte qualitative Mannigfaltigkeit der vorgefundenen Welt nur täuschender Schein vor einer unendlichen Alleinheit ist, wo alle qualitativen Unterschiede der Dinge zu nur quantitativen Modifikationen ein und derselben metaphysischen Ursubstanz eingeebnet werden. Selbst im 19. Jahrhundert flackert diese ursprüngliche pantheistische Renaissance-metaphysik, aus der die exakten Naturwissenschaften entstanden sind, wieder auf in der Form des flachen, sogenannten naturwissenschaftlichen Monismus eines Häckel und Ostwald. Die verwickelten Beziehungen vereinfachend könnte man sagen: Primär wurzelt die mechanistische Weltanschauung nicht im prometheischen Machtwillen, sondern in einem eigenartigen pantheistischen Welterleben, für das selbst der Mensch auch nur ein verschwindendes Teilchen in einem unendlichen alleinigen Weltenschaos ist. Erst sekundär, als die pantheistische Metaphysik mehr und mehr zu Gunsten der positiven Ergebnisse der mechanischen Weltanschauung in den Hintergrund getreten war, bemächtigte sich dann der prometheische Machtwille dieses Weltbildes. An den großen Philosophen der mechanischen Weltanschauung, an Descartes, Spinoza, Kant, läßt sich dieser Zwiespalt zwischen pantheistischem Urerlebnis und prometheischer Willensmetaphysik deutlich erkennen. Besteht doch ihre ganze Gedankenarbeit darin, diese beiden metaphysischen Standpunkte in einer Synthese zu vereinigen, wobei der Akzent jeweils bei den einzelnen Denkern zu verschiedenen Zeiten verschieden gesetzt wird. Bei Spinoza brach mit der Zeit sogar der ursprüngliche, von allem prometheischen Machtwillen freie Pantheismus wieder hervor. Bei Kant wurde das pantheistische Welterleben in der kritischen Periode mehr und mehr zu Gunsten einer reinen Willensmetaphysik verdrängt. Es wäre eine reizvolle und wichtige Aufgabe, diesen gegensätzlichen metaphysischen Wurzeln der mechanischen Naturwissenschaften weiter nachzugehen und den tiefsten Grund ihrer Vereinigungsmöglichkeit aufzuzeigen.

Diese Aussetzungen sollen den überragenden Eindruck der „Geistigen Wandlung“ in keiner Weise beeinträchtigen. Sie sollen vielmehr die Schwierigkeiten des Themas, das der Verfasser mit imponierender Sachkenntnis und sprachlicher Meisterschaft behandelt hat, erst ins rechte Licht rücken. Die Schlußsätze des Wertes mögen auch diese Anzeige beschließen:

„Wenn nun der Blick, nachdem er die verschiedensten Wissensgebiete durchstreift hat, wieder auf dem Grauen unserer Tage verweilt, braucht er sich nicht mehr trüb und glanzlos in das Dunkel der Sinnlosigkeit zu verlieren. Denn jetzt ist es klar: das Leiden unserer Zeit liegt nicht abseits der Kulturentwicklung. Es

stört auch nicht etwa ihren Ablauf, sondern dient in seiner Weise der großen geistigen Wandlung, und es dient ihr mit unvergleichlich größerer Gewalt als die neuen Erkenntnisse der Wissenschaften. Ein großer, durchdringender Seelenschmerz hat sich bisher immer noch als das wirksamste Mittel erwiesen, den irrgegangenen Menschen an den Quell der Religion zurückzuführen. Statt darüber zu klagen, daß Kriege und Revolutionen das Wirken des Geistes durchkreuzen, sollten wir diesen Geschehnissen den mächtigsten Antrieb zur geistigen Läuterung und Besinnung entziehen. Gelingt es uns, so sehen wir die politische Geschichte und die Geistesgeschichte der Gegenwart nicht mehr in gegenseitiger Spannung und Feindschaft sich bewegen, sondern wir entdecken die verknüpfenden Fäden, die von einer zur andern laufen. Wir erkennen die innere Einheit allen Geschehens, den gemeinsamen, tieferen Sinn aller heutigen Strömungen — in Kultur und Politik. So auf die Not des Tages herabzublicken, wäre der höchste Triumph des universalen Sehens.“

Donald Brinkmann.

Das Leben Goethes.

Herman Grimm: Das Leben Goethes. Verlag Kröner, Leipzig. 1939.

In einem Band der handlichen Krönerschen Taschenausgaben erscheint der „Goethe“ Herman Grimms, von Reinhard Buchwald neu bearbeitet und eingeleitet. Der selbe Geist der Pietät, der Buchwalds eigene Darstellung Schillers auszeichnet, heißt ihn hier ein Werk ausgesprochen monumentalischer Geisteswissenschaft erneuern. Ob man freilich, wie in der Einleitung bemerkt wird, bei der Frage nach der besten Goethebiographie noch allgemein das vorliegende Buch an erster Stelle nennen würde, bleibt mindestens zweifelhaft. Es scheint uns heute falsch proportioniert. Die Jahre bis zum Eintritt in Weimar füllen beinahe die Hälfte aus. Werke, die wir zu den bedeutendsten zählen, wie z. B. die „Natürliche Tochter“, werden gar nicht erwähnt oder nur ganz flüchtig berührt. Vor allem kommt die Zeit von Schillers Tod bis zum Tode Goethes zu kurz (1805—1832, was bei sorgfältiger Berechnung doch siebenundzwanzig Jahre ausmachen dürfte, nicht siebenzehn, wie der Herausgeber im Inhaltsverzeichnis und auf dem Titelblatt des letzten Teils, offenbar beeindruckt von dessen Schwächigkeit, herausbringt!). Selbst über den „Westöstlichen Divan“ geht der Freund des Großmütterchens Marianne von Willemer mit einigen knappen Sätzen hinweg, während dem „Göz von Berlichingen“ ein ganzes Kapitel gewidmet wird. Das dürfte nicht nur darauf zurückzuführen sein, daß Grimm in dem Buch seine Vorlesungen veröffentlicht hat, wobei sich dergleichen als Betriebsunfall ja leicht erklären ließe. Sondern wir haben seit 1876 doch allzusehr umgelernt. Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“ oder Diltheys Studie über „Goethe und die dichterische Phantasie“, die nicht viel später erschienen sind, wirken freilich immer noch mit unverbrauchter Lebendigkeit. Doch da handelt es sich ausdrücklich um Einzelfragen und Einzelaspekte. Mit einer Gesamtdarstellung Goethes dagegen scheint jede Generation aufs neue beginnen zu müssen. Man überzeugt sich davon gerade, wenn man sich wieder mit Grimm beschäftigt.

Erfreulich bleibt dennoch die Darstellung einzelner Episoden aus Goethes Leben: Die Begegnung mit Herder, mit Friederike, die Frankfurter Zeit, das Bild Roms. Das ist mit jener prägnanten, entschlossenen Schärfe gezeichnet, die Grimm so deutlich von der blassen sogenannten Objektivität der Scherer'schule abhebt. Und andererseits erscheint der Wille zum Monumentalischen, zum Mythos, noch nicht, wie später bei vielen Jüngern Georges, als gewaltsamer Anspruch und Pose, sondern unschuldig, als echte Ergriessenheit und unbedingte Ehrfurcht. Ehrfurcht ist denn auch die Kraft, die dem Buch, trotz allem, was veraltet ist, eine bleibende Wirkung sichert.

Reinhard Buchwald hat den Text einer Bearbeitung unterzogen, manche heute nicht mehr verständliche Anspielungen, sowie die vielen Quellennachweise getilgt, darüber hinaus die allzu gesprochene Prosa der Vorlesung retouchiert und schließlich sogar an einzelnen Stellen, z. B. in dem Schillerkapitel, extreme Äußerungen gestrichen. Bei einem Burckhardt oder Mommsen ertrügen wir dieses Verfahren nicht. Bei Herman Grimm mag es verständlich sein.

Emil Staiger.

Mundart-Bücher.

Man kann sich, wenn man die schweizerische Buchproduktion überblickt, des Eindrucks nicht entschlagen, daß heute in der Mundartliteratur besonders starke Kräfte am Werke sind. Die naturnahe heimische Sprache zieht dem Darsteller auch gewisse Grenzen, und er gerät weniger, als wenn er sich der literarisch verbrauchteren schriftdeutschen Sprache bediente, in die Gefahr, sich in Künsteleien und Konstruktionen zu verlieren. Es scheint auch — man müßte darüber freilich Verleger anhören — daß eine zunehmende Leserschaft dem Mundartbuch Gefolgschaft leihte und somit die anfängliche Scheu vor der ungewohnten Lektüre im Schwinden begriffen sei.

Als Bahnbrecher des umfangreichen Mundartromanes muß **Rudolf von Tavel** gelten, und es ist für die ganze mundartliche Erzählliteratur der deutschen Schweiz ein unschätzbares Glück, daß hier ein Mann mit so unvergleichlichen menschlichen und künstlerischen Gaben vorangegangen ist. Wir müssen es auch unserem Lesepublikum anrechnen, daß es Rudolf von Tavel die Treue hält, die er verdient: die schöne Volksausgabe, die der Verlag A. Francke AG., Bern, von seinen Werken veranstaltet, schreitet munter fort und gewinnt hoffentlich immer neue beglückte Leser. Von den letzten Bänden, die in dieser Ausgabe erschienen sind, nennen wir „**Unspunne**“ (8. bis 11. Tausend, 1939), die feine Erzählung, die berichtet, „wie's der Haselmus wyter ergangen isch“; die Revolutionstage sind vorüber, eine neue Zeit ist angebrochen, die Herrenleute haben sich in sie hinüberzumauern, aber ein so lebenswarmes Herz wie Madeleine Herbort gibt sich nicht auf, sondern sieht sich aufs neue ins Dasein und seine menschlichen Bindungen verwickelt. Ferner ist das prächtige Buch „**Ring i der Chetti**“ (10. bis 14. Tausend, 1939), die Lebensgeschichte Adrians von Bubenbergr, neu aufgelegt worden, in der der Dichter ein bewegtes Bild des ruhmreichsten Jahrhunderts der Vaterlandsgegeschichte entrollt und zugleich die mannhaft beherzte Gestalt des Helden von Murten mit warmem Lichte durchleuchtet. Endlich ist „**Der Frondeur**“ (1940) neu erschienen, ein „berndeutscher Roman aus dem 17. Jahrhundert“. Das Werk ist eine besonders glanzvolle Leistung des Dichters. Die Zeit des Barock steigt in fatten Farben vor uns auf, Lust und Leid einer zerrissenen Welt, und darin die Gestalt eines Mannes, der seinem Gewissen folgt und in stiller Größe tut, was er verantworten kann — aber Rudolf von Tavel predigt nicht, er löst alles, was er sagen will, mit dem wunderbaren Geschick eines geborenen Dichters in Gestaltung auf.

Neben dem Stadtberner Rudolf von Tavel steht sicher und fest auf seinem Platz der Emmentaler **Simon Gfeller**. Er reicht uns in seinem neuesten Werk, „**Eichbüchlerisch. E. Wägstrecki Bureläbtig**“ (Verlag A. Francke, AG., Bern 1940) in ursprünglicher Behaglichkeit die Schilderung des Lebens auf dem Eichbühl, einem reichen Hofe des Emmentals, mit seinem Leid und seinem Segen. Man spürt Gotthelfsche Atmosphäre in der liebevollen, kundigen Schilderung des bäuerlichen Wesens, im Wissen um die Macht, die nicht in die Hände der Menschen gelegt ist, in der durchdringenden Zeichnung von menschlichen Typen, im Ernst und im Schalk, im tiefen Wissen um Menschliches, von dem das Buch voll ist. Und Gotthelfisch ist der Zug, daß es die Frauen sind — unvergleichlich lebendig werdende Frauengestalten —, die dem Dasein die sichere Führung geben, während die Männer fast alle noch etwas nacherzogen werden müssen. Es ist ein lange und sorgfältig ausgetragenes Buch, wie denn Simon Gfeller nie eine unreife Frucht geerntet hat, und ist — ich muß es nachdrücklich sagen, wenn ich schon zu seinem Ruhme von Gotthelfscher Atmosphäre gesprochen habe — natürlich ursprünglichstes Eigen gewächs von der Egg. Dies verrät sich auch in seiner Sprache, die herrlich gefügt ist und in ihrem melodiosen Gefälle etwas vom großartigen Schwung der Vorberge des Napf mit ihren Gräben und weitblickenden Höhen hat.

Auch neue, urwüchsige Erzählerbegabungen kommen gerade im Bernbiet ans Licht. Sie bieten, wie natürlich, zunächst nicht umfangreiche Romanwerke, sondern kürzere Erzählungen, in denen sie mit aufgeschlossenen Sinnen von den Menschen und der Natur der Heimat berichten. Von besonderer Ursprünglichkeit ist das Buch „**Trueber. Währschaf's u Wärtlig's us em alte Trueb**“ von **Karl Ueg** (Verlag A. Francke AG., Bern 1940, 3. Aufl.), dem Simon Gfeller ein heime-

liges Vorwort beige-steuert hat. Möglichst unverfälscht erzählt Karl Ueß von den einfachen Menschen im alten Trueb, lustige Mästerchen und eher etwas beschwerte Lebensgeschichten in eindrucksvoller Holzschnittmanier. Kein Strich zuviel. Die heimelige Welt wird im Leser lebendig, und er pflichtet gern der unausgesprochenen, aber doch wohl tiefen Überzeugung des Autors bei, daß das Leben gerade in einfachen Verhältnissen sich in voller Größe entfaltet. Etwas Ähnliches gilt vom Band „**Flüehlihofer Härde**. Bärndütschi Gschichte“ von **Hans Zulliger** (Verlag A. Francke AG., Bern 1939). Der Autor beginnt mit einem besonders warmen Vorwort, „Wüssit dihr no, was Härde' isch?“, in dem er das Lob der heimatischen Scholle singt, und in den folgenden neun Geschichten erzählt er von den Menschen, die der Flüehlihofer Härde getragen hat, und ihrem Erleben. Flüehlihofen liegt mehr am Unterlauf der Emme, in der Nähe Burgdorfs, aber auch hier gibt es Eigenheiten und bemerkenswertes Menschenschicksal genug, von dem sich in gut bodenständiger Sprache erzählen läßt. Wie Karl Ueß weiß auch Hans Zulliger manch Lustiges zu erzählen, von Menschen, die über einen exemplarischen Mutterwitz verfügen, aber auch von Menschen, die mit stiller Kraft an einer Versuchung vorbeisteuern und ihr Schicksal meistern. Der versonnene Blick des Dichters ruht auf dem Ganzen: das alles sind Existenzen, die der eine Grund und Boden hervor und ans Licht gebracht hat. Der Madiswiler Schmiedemeister **Jakob Käfer** sammelt in einem Bande „**Probe**“ (Verlag S. R. Sauerländer & Co., Aarau 1939) „Erzählungen in Oberaargauer Mundart“, jeilich beschwerte Skizzen und lustige, anekdotenhafte Geschichten und Stücklein, Erinnerungen, die man vielleicht beim Abendsitz im vertrauten Kreise zum Besten gibt. Sie haben etwas von dieser Erinnerungsfeligkeit, bestechen aber vor allem durch ihre Echtheit und Naturwüchsigkeit, die sich mit einer warmen Besinnlichkeit wohlthuend verbindet. Neben diese Sammlungen verschieden gewendeter Erzählungen stellt **Adolf Schaer-Ris** in seinem Bande „**Drätti erzellt Mästerli us sir Juget**“ (Verlag A. Francke AG., Bern 1940) ein autobiographisches Werk. Das Schlußwort bekennt, daß diese „Mästerli“ vom Verfasser hauptsächlich für seine Kinder aufgeschrieben worden seien — wir haben ihm aber zu danken, daß er sie auch einer weiteren Leserschaft zugänglich gemacht hat, denn man verweilt mit Gewinn bei dem Buche. Es schildert in liebevoll gehandhabter Sprache, anschaulich und in wohlthuender Anspruchslosigkeit, die Stationen eines Lebensganges (Buebezt — Seminarzht — Schuelmeister uf em Land — J der wälsche Schwyz), der ja nicht viel Außerordentliches an sich hat, aber durch die Wärme und Aufgeschlossenheit der Darstellung lebhaftem Interesse ruft. Ohne Zweifel gibt ihr auch die heimatische Sprache eine besondere Unmittelbarkeit, der man gerne erliegt.

Im Bernbiet blüht die Mundartliteratur besonders ausgiebig, aber auch in anderen Kantonen meldet sie sich zum Wort. Der lebenswerte ehemalige Nidwaldner Ratschreiber **Franz Odermatt** läßt in einem Bändchen „**Im Wächtig Gwand**“ (Verlag S. R. Sauerländer & Co., Aarau 1938) „heiteri Erzählige i Nidwaldner Mundart“ erscheinen. Man wendet sich der Veröffentlichung schon gespannt zu, weil man sich freut, mit echtem Nidwaldner Deutsch Bekanntschaft zu machen, und findet auch sein gutes Ergötzen bei den launig erzählten Geschichten aus den Nidwaldner Bergen. Sie sind kurz, gerafft gestaltet, volkstümliche Anekdoten voller Schalkhaftigkeit und stünden einem guten Volkskalender trefflich an. — In der Mundart St. Gallens erzählt **Frida Hilty-Gröbly** in einem schmalen Heftchen von „**Doozmool anno einestbezgi**“ (Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen 1940). Die mit feinem erzählerischen Geschick gebaute Darstellung berichtet von den Tagen, wo Soldaten der Bourbaki-Armee in St. Gallen interniert wurden, und weiß diese Erinnerungen in lebenswürdiger Weise persönlich zu tönen — so zart, wie es nur eine Frau vermag.

Mit der Veröffentlichung einer Frau, der die deutschschweizerische Mundartdichtung Pioniertaten dankt, seien diese Anzeigen abgeschlossen. **Sophie Haemmerli-Marti** legt ein Bändchen „**Läbesprüch**“ (Verlag S. R. Sauerländer & Co., Aarau 1940) auf. Wir haben hier schon (Dezember 1939) darauf hingewiesen, wie die Dichterin, die vom Kinderlied ausgegangen war, der Mundartdichtung neue Räume erschlossen hat, und haben das „Allerseele“-Bändchen gepriesen, in dem ein neues, mächtigeres Geläute seine Stimme erhebt. Schon hier standen Verse, kurze Vierzeiler, in denen in ausgezeichnet volkstümlicher Prägung eine tiefe, aus einem von

Glück und Leid gesegneten Leben geschöpfte Erkenntnis ausgesprochen war — die „Lebensprüche“ enthalten ausschließlich solche dichterisch formulierte Weisheit. Man spürt, wie sorgsam und warm die Verse gehegt worden sind, bevor sie hinaus-traten — man spürt es an ihrer starken Bildhaftigkeit und an ihrer sprachlichen Gestaltung, vor allem am Rhythmus. Ein neues Werk mit einem völlig neuen Gesicht, aber die menschliche Güte der Dichterin ist die alte geblieben:

„Was z Labe chunt, mues stärke.
Was schön isch, mues vergoh —“
„Nüt Ebig's cha verdärbe,
s wott wider uferstoh.“

Carl Günther.

Am Himmel wie auf Erden.

Werner Bergengruen: Am Himmel wie auf Erden. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1910.

Von jeher war es die vornehmste Aufgabe der Erzähler, das Mannigfaltige und Verstreute und Unübersichtliche einer Zeit in ein Gemälde zusammenzufassen und damit einem Geschlecht zum Verständnis seines eigenen Seins zu verhelfen. Spiegel der Zeit in diesem Sinne sind die Werke eines Balzac oder — in beschränkterem Raum, aber mit umso größerer Leuchtkraft — eines Fontane oder Gotthelf. Heute sehen wir uns umsonst nach so beschaffener Dichtung um, und der Wunsch, es möchte ein Begabter die große Arbeit leisten, ist offenbar unüberlegt, ja töricht. Denn wer dürfte es wagen, unsere Gegenwart zu übersehen? Wer dürfte hoffen, gleichsam den Fluchtpunkt aller Erscheinungen zu entdecken, die jetzt an uns vorüberziehen? Den archimedischen Punkt, aus dem auch der Dichter das Gefüge einer Welt aus den Angeln heben muß, hat noch niemand aufgefunden und wird so bald auch niemand finden. Desto tiefer ergreift es uns, wenn es einem Erzähler gelingt, unter allem, was uns bedrängt, nur ein einziges, aber ganz entscheidendes Anliegen ins Auge zu fassen und gleichnißweise als Ereignis vergangener Tage darzustellen. In erstaunlicher Weise ist das **Werner Bergengruen** geglückt. Wir haben diesen Dichter als Schöpfer geistlicher Lyrik kennen gelernt. Seine „Rose von Jericho“ enthält Gedichte von einer Reinheit und Intensität des lyrischen Tones, die heute einzigartig sind. Als Erzähler hat er sich immer wieder durch eine ungewöhnliche Erfindungskraft ausgezeichnet, so in seinen vielen Novellen, von denen hier nur die Geschichten aus „Der Tod von Reval“ und die „Augenbrauen“ angeführt werden sollen, oder in dem monumentalen Roman „Der Großtyrann und das Gericht“, der das Thema „Gerechtigkeit“ wie in einer epischen Fuge durchführt. Aber in die Mitte unseres gegenwärtigen Daseins trifft doch erst sein neuester Roman „**Am Himmel wie auf Erden**“, der aus Bergengruens reichem Prosawerk wie die herrliche Blüte aus vielen vorbereitenden Blättern aufsteigt.

Wie sehr das Buch die Zeit angeht, leuchtet nicht ohne weiteres ein. Es handelt sich um eine astrologische Prophezeiung aus dem Jahre 1524. Carion, Arzt, Gelehrter und Astrolog am Hofe Joachims I., hat in den Sternen gelesen, daß an einem bestimmten Tag eine Flut ganz Brandenburg ersäufen werde. Umsonst wird alles aufgeboten, die schreckliche Erwartung geheim zu halten. Das Verschwiegene sichert durch, weil, wie Bergengruen bemerkt, gewisse Dinge es an sich haben, daß sie nicht geheim bleiben können. Und nun bemächtigt sich, allmählich wachsend, die Furcht des ganzen Volkes, in allen erdenklichen Gestalten, von der mühsam um Würde bemühten Bekommenheit des Magistrats bis zu den wahnwitzigen eschatologischen Hoffnungen der Ausfägigen, die das verstörte Berlin heimsuchen, von der verzweifeltsten Stepsis des Erzbischofs bis zu der undurchdringlich starren Haltung des Kurfürsten Joachim, die sich im entscheidenden Augenblick gleichfalls nicht bewähren soll. Es ist, als habe es Gott auf einen ungeheuren Versuch mit der Menschheit abgesehen, als wolle er den Grund der Seelen ausloten auf die Furcht, die hier als die Erbsünde an sich, als die eigentlich teuflische Mitgift des ganzen sterblichen Geschlechts erscheint.

Nun merken wir betroffen auf. Bergengruen läßt keinen Zweifel darüber, daß der Anlaß, der die Furcht auslöst, vollkommen gleichgültig ist. Statt von der

Sintflut könnte von jedem beliebigen Schrecken die Rede sein. Die Ereignisse in dem Berlin des Jahres 1524 wollen als ein urbildliches Geschehen verstanden werden, das sich wiederholen kann, solange der Mensch auf Erden wohnt. Und so wird es keinem Leser verborgen bleiben, wie sehr dies Buch gerade unsere Zeit angeht, uns alle, die wir in gefährliche Zonen des Lebens geführt worden sind, denen die Sorge um den nächsten Tag, das allgemeine Schicksal, das ungewiß und beängstigend bleibt, den Frieden und die Zuversicht gedeihlichen Tuns zu zerstören droht. Wir glauben die Stimmung der von Bergengruen geschilderten Menschen zu kennen, die jede Wolke mit banger Erwartung betrachten, vor jeder Pfühe erschrecken und — das gehört ja immer dazu — sich wieder mit einem unangebrachten Optimismus zu trösten versuchen, mit der dreisten Überzeugung, Gott werde noch mit sich reden lassen; es sei doch nicht möglich, daß so viel wohlgeordnetes Leben zugrunde gehe.

Alles ist möglich; alles kann sein. Nichts verbürgt die Sicherheit. Hutten's Sonnenuhrinschrift „Ultima latet“ bleibt je und je in Kraft. Die Endlichkeit ist es, die den Menschen ständig der Gefahr aussetzt, ob diese Gefahr nun drastische oder unauffällige Formen annimmt. Und aus der Endlichkeit stammt die Furcht. Doch Christus spricht: „Fürchtet euch nicht!“ Und wer imstande wäre, diesem höchsten Gebot nachzuleben, dem würde der Friede des verlorenen Paradieses wieder zuteil. Im „Tod von Reval“ steht der Satz: „Der Tod ist ein großer Trost; er macht, daß niemand sich zu fürchten braucht!“ Wem dies keine Paradoxie mehr ist, der hat den Knoten gelöst, den Gott dem Menschen zu lösen gibt.

So anerkennen wir in Bergengruen einen weisesten Arzt der Zeit. Auf jeder Seite seines Romans ist von der Krankheit die Rede, die heute, meist verleugnet, aber umso verheerender, in den Seelen haust. Und der Weg der Heilung ist mit einer Klarheit vorgezeichnet, die nur ein ganz dem Willen Gottes hingeebener Geist erreicht.

Von dem Reichtum des Geschehens, der unerschöpflichen Phantasie des Dichters einen Begriff zu geben, ist keiner Rezension vergönnt. Die Verhältnisse am Hof, die Gelehrtenstube Carions, die dem Ursprung nahe, geheimnisvolle Welt der Wenden, Liebe, Ehrgeiz, Haß, Intrige, und wie dies alles sich verflucht, wie es unter den Zeichen des drohenden Todes vor Gottes Antlitz erscheint — das bezeugt uns einen Erzähler größten Formats, der im deutschen Schrifttum der Gegenwart unübertroffen ist.

Emil Staiger.

Neue militärische Bücher.

Noch immer sind keine Werke anzuzeigen, in welchen der Verlauf des gegenwärtigen Krieges eine kriegswissenschaftliche Darstellung findet. Operative und taktische Schilderungen sind noch keine erschienen. Wer sich über den operativen Verlauf orientieren will, ist nach wie vor auf die Berichte des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht angewiesen, die inzwischen teilweise mit Kommentaren versehen herausgegeben wurden. **Werner Picht** hat die OKW-Berichte, wie seinerzeit über den Feldzug in Polen, nunmehr auch für den **Feldzug in Norwegen** (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1940) tageweise den Kriegsberichten der Endländer und Franzosen bezw. Nachrichten der Feindpresse, sowie einiger Schweizerblätter gegenüber gestellt. Diese Gegenüberstellung spricht für sich, ein besonderer Kommentar, den auch der Verfasser nicht gibt, erübrigt sich. — Über taktische Fragen erhält man einigen Aufschluß zwischen den Zeilen der, allerdings schon recht zahlreichen Werke, die das Kriegserleben einzelner Kämpfer schildern. Es handelt sich meistens um Sammlungen von Aufsätzen mehrerer Verfasser. So hat z. B. das Oberkommando der deutschen Wehrmacht im Zeitgeschichte-Verlag W. Andermann in Berlin 1940 einen Sammelband **Kampf um Norwegen** und einen weiteren **1939 gegen England** (als Fortsetzung des früher angezeigten „Sieg in Polen“) herausgegeben. Anschauliche, kurze Berichte werden durch ein ausgezeichnetes Bildmaterial ergänzt. Ein weiterer Band handelt vom **Sieg im Westen**. Taktisch besonders aufschlußreich sind hier die Schilderungen der Kämpfe um den Somme-, Maas- und Aisne-Übergang, oder in den Vogesen, wo das Gelände stellenweise große Ähnlichkeit mit einzelnen Schweizergegenden besitzt. Musterbeispiele soldatischer Kühnheit zeigt der Einsatz der Panzerdivision des auch bei

uns durch seine Vorträge und Bücher bestens bekannten Generalmajors Rommel, die vom Gegner den bezeichnenden Namen „Gespenster-Division“ erhielt, weil sie immer überall und nirgends war. — Ebenso anschauliche Erlebnisberichte enthalten die kleinere Sammlung von **Wulf Bley: Kampf gegen Westen** (v. Hase und Koehler Verlag, Leipzig 1940) und diejenige von **Josef Grabler: Mit Bomben und MGs über Polen** (Verlag E. Bertelsmann, Gütersloh 1940). Hier berichten die Männer, die in Sturzkampfflugzeugen Bomben auf Flugplätze und Panzerzüge abwerfen, es erzählen Flugzeugführer und MG-Leute von schweren Luftkämpfen. Zahlreiche Bilder ergänzen die Schilderungen. — In diesem Zusammenhange sei auch auf das Bildwerk **Die deutsche Luftwaffe** von Dr. **Eichelbaum** (Verlag Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940) verwiesen, das in zweiter Auflage bemerkenswerte Bilder vom Einsatz der Luftwaffe gegen Polen bringt. Über den Kampf der Luftmacht Deutschland gegen die Seemacht England orientiert das Bildwerk **Zum Endkampf gestellt!** von **Hans Georg Schulze** (Verlag „Die Wehrmacht“, Berlin 1940). — Neben die erwähnten Sammelwerke treten diejenigen Bücher, in welchen ein einzelner Verfasser über seine persönlichen Erlebnisse und diejenigen seiner Truppe während eines ganzen Feldzuges berichtet. Der junge **Werner Flad**, der in seinem früher angezeigten Buche „Wir bauen den Westwall“ das Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden meisterhaft zu schildern wußte, bringt in seinem neuen Buche **Wir marschieren für das Reich** (Gerhard Stalling Verlag Oldenburg/Berlin 1940) die deutsche Jugend im Kriegserlebnis des polnischen Feldzuges zur Darstellung. „Leben wollen, kämpfen wollen, siegen wollen“ sind die Stufen, die zum Kämpfer für das Reich führen, und vieles, was in diesem Buche schlicht erzählt wird, zeigt, wo das Geheimnis der Siege der deutschen Wehrmacht zu suchen ist. Ergreifend ist die kurze Begegnung mit dem Vater nach der Rückkehr vom Polenfeldzug: „Bist Du darüber hinaus? fragen die Augen. Jawohl, Vater. Dann — in Gottes Namen weiter, sagen die Augen.“ So hilft die Weltkriegsgeneration der jungen Generation den gegenwärtigen Krieg siegreich durchsetzen. Die Begegnung beider Generationen hat **Herbert Freudenthal** zum Vorwurf seines Buches **Vermächtnis der Front** (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg/Berlin 1940) genommen. Der Hauptmann, ein Weltkriegsteilnehmer, reitet mit dem jungen Feldwebel an der Spitze seiner Kompanie durch die erste Kriegsnacht nach Polen hinein. Er versucht die Frage seines Feldwebels „wie war es eigentlich im Krieg?“ zu beantworten. Als der Hauptmann am Morgen im Verlaufe des ersten Gefechtes fällt, bleibt das ernste Gespräch zwischen den beiden als helfendes Vermächtnis für die nun zur Bewährung antretende Generation zurück. — Eine schöne Schilderung des Kriegserlebnisses einer ganzen Truppe gibt **Fritz Gillies** in seinem Buche **Meine Kompanie in Polen** (Deutscher Verlag, Berlin 1940). Bis zu einem gewissen Grade gehört sie zwar nicht ihm, sondern bleibt dem Kompanieführer, der gleich nach Überschreiten der Grenze seiner Kompanie einen beispielhaften Heldentod vorstirbt. Der Verfasser tritt an seine Stelle und führt die Kompanie im Geiste seines gefallenen Kameraden, dessen Führerpersönlichkeit während des ganzen Feldzuges nachwirkt. Wo die Kräfte einer solchen Führerpersönlichkeit, die eine so nachhaltige Wirkung haben kann, liegen, zeigt die sehr lesenswerte Untersuchung des italienischen Armeekorpsgenerals **Armando Talarigo: I Capi** (Rinascimento del libro Firenze 1940), zu welchem General Soddu ein Vorwort geschrieben hat und das besonders wertvolle Weisungen für die Führerausbildung und -erziehung gibt. — Wer sich für den Einsatz und das Kriegserlebnis einzelner Sondertruppen interessiert, sei auf **Heinz Vorwin Benzky: Schwadron marsch!** (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg/Berlin 1940), auf **F. C. von Rothkirch: Spähtrupp 4 fertig machen** (Verlag A. W. Hayn's Erben, Potsdam und Berlin 1940) und auf **Hans Kürstein: Panzer greifen an** (Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1940) verwiesen. Das Buch von Benzky ist aus dem Kriegstagebuch eines Radschützen entstanden und gibt Aufschluß über den Einsatz einer Radschützen Schwadron. Leutnant F. C. von Rothkirch schildert die erfolgreichen Leistungen eines draufgängerischen Spähtrupps im Rahmen einer Aufklärungsabteilung. Aus Kürsteins Schilderung tritt sehr deutlich ins Bewußtsein, welche ernste Arbeit in der deutschen Panzertruppe vor dem Kriege geleistet wurde und wie hieraus das Selbstvertrauen dieser neuen jungen Truppe wuchs, welches sie befähigte, ohne vorausgehende Kriegserfahrung, so entscheidend in den Kampf

einzugreifen. Die Latkraft, welche die deutsche Panzerwaffe in kurzer Zeit zu einem scharfen Schwerte zu schmieden wußte, steht in schroffem Gegensatz zum Zögern, das während des Weltkrieges eine rasche Entwicklung der Tankwaffe verhinderte. Über diese Frage liegt nunmehr die im Vorhut-Verlag Otto Schlegel, Berlin 1940 erschienene Übersetzung des Werkes „**Augenzeuge**, Entstehung und Entwicklung der englischen Tankwaffe von Generalmajor Sir **G. Swinton** vor. Swinton war der Erfinder und unentwegte Förderer der neuen Waffe, traf aber überall auf heftigen Widerstand, der zwar mehr nur der reinen Passivität als der überzeugten Gegensäglichkeit entsprang. Der Blick, der hier hinter die Kulissen der britischen Weltkriegsführung gewährt wird — Swinton befaßt sich auch mit der Frage des Propagandakrieges und deshalb mit Lord Northcliffe —, ist in vielen Beziehungen sehr aufschlußreich und gleichzeitig auch lehrreich.

Über die gegenwärtigen Kriegsaussichten hat **Otto Kriegel** ein geistvolles Buch **Wer siegt? Material oder Mensch?** (Zeitgeschichte-Verlag W. Andermann, Berlin 1940) geschrieben. Kriegel stellt den derzeitigen Krieg in die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens und setzt sich mit allen militärischen, wirtschaftlichen und politischen Problemen, welche die Menschen bewegen, auseinander. Obwohl er die Titelfrage klar zu Gunsten des Menschen entscheidet, bleibt die Darstellung keineswegs einseitig, sondern umreißt mit bestimmten Strichen den entscheidenden Einfluß, der auch den materiellen Dingen zukommt. Denn wer wollte ihre Bedeutung noch leugnen? Wichtig ist nur, daß die materiellen Belange planmäßig in den Dienst des Volkes gestellt und sofern das Volk Krieg führt, als Angelegenheit der Kriegführung betrachtet werden. Bezüglich Kriegswirtschaft gibt **Paul Wiel** in seinem Werke **Krieg und Wirtschaft**, Wirtschaftskrieg, Kriegswirtschaft, Wehrwirtschaft (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938) überzeugend Auskunft.

Da, wie einleitend festgestellt wurde, Bücher, welche den gegenwärtigen Krieg unter taktischen und operativen Gesichtswinkeln schildern, zunächst noch fehlen, greift man gerne zu kriegsgeschichtlichen Werken, die für eigene Betrachtungen über die neuesten Verhältnisse wegweisend sein können. Nicht zuletzt in dieser Beziehung ist die Schilderung ausgewählter Schlachten der Weltgeschichte von **Erich Mohr: Von Miltiades zu Ludendorff** (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main 1940) besonders lesenswert. Es ist ein Buch, das den Anfänger in das Studium der Kriegsgeschichte einführen will. Es enthält deshalb zahlreiche Quellenachweise. Der Verfasser hat sich absichtlich auf die Darstellung weniger bekannter Schlachten beschränkt, so daß Leistungen großer Feldherrn, wie Prinz Eugen, Napoleon, Sneyenau und Moltke beinahe ganz fehlen. Aber vielleicht wäre bei einer späteren Auflage eine entsprechende Ergänzung doch angezeigt, weil gerade der Anfänger sich in dem umfangreichen Schrifttum über berühmte Feldzüge nur schwer zurechtfindet und deshalb besonders dankbar ist, wenn ihm auch die bekannten Schlachten im kriegsgeschichtlichen Zusammenhange geschildert werden. Dagegen scheint die Beschränkung auf den europäischen Raum — mit Ausnahme der Feldzüge Alexanders des Großen — eher angezeigt. Wer darüber hinaus sich für die außereuropäische Kriegsgeschichte interessiert, mag zu Sonderdarstellungen greifen. Eine solche hat für **die Heere des Morgenlandes A. von Pawlikowski-Cholewa** seinem früheren Werke über „Heer und Völkerschicksal“ im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1940 folgen lassen. Diese verdienstvolle Arbeit orientiert über das uns zwar ferner liegende, aber doch in vielen Beziehungen sehr interessante Kriegswesen des nahen und fernen Orients.

Schließlich sei hier noch auf ein kriegsgeschichtliches Quellenwerk besonderer Art hingewiesen, auf die Originalwiedergabe der ersten Feldzeitung der preussischen Armee unter dem Titel: **Preußens Freiheitskampf 1813/14** (Verlag A. W. Hahn's Erben, Potsdam und Berlin 1940). Das von Oberstleutnant Prof. Dr. **Hesse** eingeleitete Werk enthält die 72 vom 6. Oktober 1813 bis zum 29. April 1814 in einer fahrbaren Felddruckerei hergestellten Feldzeitungen und stellt eine Fundgrube von Material zur Zeitgeschichte der Befreiungskriege dar. Dem schweizerischen Leser wird nicht entgehen, daß einzelne Ausgaben dieser Feldzeitung auf Schweizerboden gedruckt worden sind.

Gustav Däniker.

Das Schießen, wie ich es lerne und lehre. Von Oberstlt. Kochat, Instr.=Off. der Inf. 2. Auflage. Verlag Lüdin A.-G., Sieftal, 1939.

Der Verfasser, ein erfahrener Instruktor und guter Schütze, läßt seine Schießanleitung in 2. Auflage erscheinen. Gegenüber der ersten Auflage wurde inhaltlich nichts Wesentliches geändert. Dagegen sind die Bilder und Skizzen verbessert und der Text übersichtlicher angeordnet worden. — Diese in und außer Dienst gerne gebrauchte Anleitung ruht auf dem soliden Fundament persönlicher Erfahrung, die sich der Verfasser in langjähriger und erfolgreicher Schießausbildungstätigkeit erworben hat. Sie ist in ungewundenem, militärisch frischem und klarem Stil geschrieben und enthält einfache, für jedermann verständliche Erläuterungen und unmittelbar anwendbare Ratschläge. Darin liegen ihr unbestreitbarer Vorzug und ihr hoher Wert für die Praxis.

E. J. Roesler.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Bachmann, W.:** Altersversicherung oder Familienzulagen. Entwurf für eine umfassende wirtschaftliche Förderung der Mehrkinder-Familien. Verlag Familia, Luzern 1941. 32 Seiten.
- Brunner, M.:** Der Nahkampf. Morgarten-Verlag, Zürich 1941. 173 Seiten mit 116 Abbildungen, Fr. 4.50.
- Bruns, Viktor:** Der britische Wirtschaftskrieg und das geltende Seekriegsrecht. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1940. III, 104 Seiten, Fr. 4.—.
- Bugtorf, August:** Die Anfänge der geologischen Erforschung des nordschweizerischen Juragebirges. Rektoratsrede vom 22. November 1940. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1940. 23 Seiten, Fr. 1.40.
- Claparède, Ed.:** Morale et Politique ou les Vacances de la Probité. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1941. 201 Seiten, Fr. 3.75.
- Das Antike Rom.** Ein Bilderwerk. Text von Jacob Burckhardt. Hallwag, Bern 1940. 93 Seiten Text, 101 Abbildungen auf Tafeln und 2 Vierfarbendrucke, Fr. 9.50.
- Der Handstreich gegen Lüttich vom 3. bis 7. August 1914.** Herausgegeben vom Generalstab des Heeres. E. S. Mittler, Berlin 1939. 80 Seiten mit 1 Karte und 2 Skizzen, M. 3.—.
- Grimm, Leonhard:** Der katholische Christ in seiner Welt. II. Band (Schluß): Der Christ und sein Leben. Herder, Freiburg i. Br. 1941. 424 Seiten, M. 4.40.
- Hagemann, Ernst:** Die deutsche Lehre vom Kriege. I. Teil: Von Berenhorst zu Clausewitz. E. S. Mittler, Berlin 1940. 141 Seiten, M. 3.80.
- Haesen, Rudolf:** Kulturschöpferische deutsche Soldaten im Zeitalter der Befreiungskriege. Wilhelm Limpert, Berlin SW 68, 1940. 238 Seiten, M. 4.80.
- Heiniger, E. A.:** Tessin. Ein Bildbuch. Vorwort von Eduard Krorodi. Frey & Wasmuth, Zürich 1941. XVI Seiten Text und 83 Abbildungen, Fr. 13.50.
- Homan, Valint:** Geschichte des ungarischen Mittelalters. Band I: Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Walter de Gruyter, Berlin 1940. XVI, 439 Seiten, M. 12.80.
- Jacobsen, Joergen Franz:** Barbara und die Männer. Roman. Rowohlt, Stuttgart 1940. 313 Seiten.
- Jmboden, Max:** Bundesrecht bricht kantonales Recht. Ein Beitrag zur Lehre vom Bundesstaat unter Verarbeitung der schweizerischen Strafrechtspraxis. H. R. Sauerländer, Aarau 1940. 180 Seiten, Fr. 6.—.

- Kampferlebnisse aus dem Feldzuge in Polen 1939.** Nach Schilderungen von Frontkämpfern herausgegeben vom Generalstab des Heeres (Kriegswissenschaftliche Abteilung). E. S. Mittler, Berlin 1940. 115 Seiten mit 34 Skizzen M. 1.80.
- Kitayama, Junju:** West-Östliche Begegnung. Japans Kultur und Tradition. Walter de Gruyter, Berlin 1941. 250 Seiten, M. 6.—.
- Kühn, Johannes:** Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges. Kurt Boinckel, Heidelberg 1940. 72 Seiten mit 1 Karte.
- Linnebach, Karl:** Die Wehrwissenschaften, ihr Begriff und ihr System. Bearbeitet im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. E. S. Mittler, Berlin 1939. 118 Seiten, M. 4.80.
- Lorenz, Jacob:** Zeitlose Wahrheiten. Zweihundert und einige Aphorismen. Verlag „Das Aufgebot“, Buchs (Nidw.) 1941. 70 Seiten.
- Meyer, H. R.:** Das Problem Schiene/Straße. Seine volkswirtschaftlichen u. betriebswirtschaftlichen Grundlagen. Verkehrspolitische Folgerungen. Stämpfli, Bern 1940. 116 Seiten, Fr. 2.50.
- Mumenthaler, Max:** Soldatenlieder. Weltwoche-Verlag, Zürich 1940. 24 Seiten.
- Rabholz, Hans und Kläui, Paul:** Quellenbuch zur Verfassungsgeschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Kantone von den Anfängen bis zur Gegenwart. H. R. Sauerländer, Aarau 1940. 376 Seiten, Fr. 6.—.
- Reist, Werner:** Anarkali. Wege in Indien. Rascher, Zürich 1941. 307 Seiten, Fr. 9.—.
- Rohden, Peter Richard:** Die französische Politik und ihre Träger. Advokat, Schriftsteller, Professor. F. Bruckmann, München 1941. 166 Seiten, M. 4.80.
- de Rougement, Denis:** Aufgabe oder Selbstaufgabe der Schweiz. Deutsche Übertragung von M. Amrein-Widmer und H. Markun. Rascher, Zürich 1941. 147 Seiten, Fr. 3.75.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1939.** Herausgegeben vom Eidgenössischen Statistischen Amt. Birkhäuser, Basel 1940. 487 Seiten. Fr. 6.50.
- Valéry, Paul:** Erinnerungen an Degas. Übertragen von Werner Zemp. Frey & Wasmuth, Zürich 1940. 192 Seiten, Fr. 8.40.